Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1915

146 (26.6.1915) Unterhaltungs-Beilage

Visual Library

Karlsruhe, 26. Juni

Unterhaltungs-Beilage
des „Volksfreund“

Nummer 146 — 1915

Der Kulturzustand französischer Dörfer.

Ein Feldpostbrief.

Ueber die Kulturzustände in den von uns okkupierten französischen Gebieten haben die Zeitungen schon manches zu berichten gewußt. Aus Einzelbildern wird sich am sichersten ein richtiges Gesamturteil gewinnen lassen. Meine Beobachtungen beziehen sich auf einige Dutzend Dörfer und kleinerer Städte und auf eine größere Strecke flachen Landes in Nordostfrankreich. Was ich hier gesehen habe, ist für die vielgerühmte, hochgepriesene Kultur, auf die Frankreich stolz ist, einfach niederschmetternd.

Die Häuser sind jammervoll gebaut. Nur wenige neuere versuchen eine Ausnahme zu machen. Es ist fast überall Bruchstein verwendet; aber mit einem Mörtel, der jedem technischen Gefühl Hohn spricht: eigentlich nur Lehm oder Sand. Die Steine sind so locker verbunden, daß die Mauern bloße Steinhaufen darstellen. Ein Gaul im Stall schlug einmal aus und traf die Mauer; da stürzte ein Stück von über einem halben Quadratmeter gleich zusammen. Richtiger Verband ist nicht da. Die Mauern bestehen sozusagen nur aus einem äußeren und einem inneren Wandteil. Bei vielen Häusern, die der Krieg zerstört hat, sieht man das ganz deutlich; bei manchen ist der eine Wandteil einfach zusammengestürzt, während der andere stehen blieb. Große Hohlräume zwischen den Bruchsteinen kommen überall vor, und da auch Fenster und Türen nirgends dicht sind, sondern große Spalten lassen, zieht es in den Häusern unangenehm stark. Wie das die Einwohner ihr Leben lang aushalten? Ausgebessert wird scheinbar nichts. Viele Häuser zeigen außen Risse, womöglich über die ganze Mauerhöhe hin. Die schlechte Fundierung scheint oft daran schuld zu sein. Man macht sich keine Mühe damit und läßt alles beim Alten. Trümmer wegschaffen und Ordnung machen kennt man nicht. Oft sahen wir eingestürzte Häuser, die seit Jahrzehnten so lagen, von Pflanzen überwachsen, einige, wie uns erzählt wurde, seit dem Krieg 1870.

Ziegelschornsteine, deren Fugenmörtel fast ausgelaugt ist, trifft man zu Dutzenden an; ein Wunder, daß sie nicht einstürzen. In keinem Hause befindet sich ein Ofen. Nur Kamine. Wie unglaublich unwirtschaftlich diese brennen, kann man nur beurteilen, wenn man es monatelang ausprobiert hat. Unmengen von Holz werden verschlungen (das haben wir zum Glück hier billig). Wenn die ärmeren von unseren Bauern so viel Geld für Holz ausgeben müßten, kämen sie bald an den Bettelstab. Schlecht gebaut sind die Kamine überdies auch. Die Umrahmung besteht oft aus Holz, dauernd ist die größte Vorsicht der Feuersgefahr wegen nötig. Ein Zimmer, auf dem vielleicht noch dazu gerade der Wind steht, durch einen Kamin wirklich warm zu bekommen, ist ein schier unmögliches Kunststück.

Die Zimmerverteilung kann nur sehr primitiven Ansprüchen genügen. Auch in manchen besseren Häusern scheinen Eltern und Kinder usw. in einem einzigen kleinen Raum zusammen zu schlafen. Schmutz und Unrat rührt durchaus nicht bloß von unseren Truppen her. Meistens sieht man es den Häusern der Umgebung an, daß hier auf Ordnung nach unserem Gefühl nie gehalten worden ist. Das Gebälk der Häuser und Scheunen ist oft in einem Zustand, daß der einfachste Zimmermann die Hände über dem Kopf zusammenschlagen würde. Löcher in den Dächern lassen Regen und Wind durch. Backöfen sind da, denen der Laie anmerkt, daß sie unpraktisch gebaut wurden; die meisten sind obendrein baufällig. Aborte findet man entweder gar nicht, oder sie sind in verwahrlostem, unhygienischem Zustand. Schmutzige Entenpfuhle bespülen die Wohnhäuser, die Mauern werden durchfeuchtet, die Zimmer kalt und ungesund. Die Misthaufen dicht vor den Häusern bieten ein Bild von Unsauberkeit und Unordnung. Fast unmittelbar neben ihnen findet man häufig Brunnenschächte. Gesundheitspolizei wie Baupolizei scheint es hier nicht zu geben.

Die Hobelbänke, die die Leute hier benutzen, sind so unzweckmäßig und veraltet, daß einer unserer Tischler sagte: „Bei den Franzosen gibt es keinen Fortschritt“. Landwirtschaftliche Maschinen sieht man allerdings öfter, meist aus Canada. Verschiedene Werkzeuge von Handwerkern waren dagegen so schlecht gearbeitet, daß wir uns aus der Heimat guten Ersatz kommen lassen mußten.

Nun erst das Land. Aecker sind nicht drainiert, Wiesen nicht entwässert, ein richtiges Grabennetz in sumpfiger Gegend nicht vorhanden, die wenigen Gräben vollständig verwachsen. Die Bewirtschaftung der Felder ist höchst mangelhaft. Einer unserer einfachen Bauern sagte: „Man sieht dem Lande an, daß es bei richtiger Behandlung den doppelten Ertrag abwerfen müßte.“ Forstwirtschaft in unserem Sinne gibt es hier nicht. Die Waldstücke, groß und klein, machen einen verkommenen und verwilderten Eindruck: Dornröschengebüsch, undurchdringlich. Wer im Argonner Wald mitgekämpft hat, weiß ein Lied davon zu singen.

Die Straßen sind gut befestigt, das muß man den Franzosen lassen. Aber da trifft man auf scharfe Kurven, steile, verlorene Gefälle. So baut man bei uns nicht. Auf dem Wege zwischen großen Gemeinden stößt man oft auf Furten in den Bächen statt kleiner Brücken. Ob die Bauern auch im Winter mit ihren Pferden durchwaten? Oft sind kleine Brücken daneben errichtet, die aber nur Menschen tragen können.

Unter unseren Mannschaften sind ja fast alle Berufsarten vertreten, und ein richtiger Bauersmann hat auf allen Gebieten seine eigene praktische Erfahrung. Alle sind in ihrem Urteil einig. Aus dem Munde der einfachsten Leute habe ich oft genug vernichtende Kritiken über die Zustände hier zu hören bekommen. Die Kultur der Einwohner ist im Sterben. Vielleicht mag das mit dem Zweikindersystem oder der Kinderlosigkeit zusammenhängen: wenig schaffen und alles verkommen lassen, da oft kein Erbe vorhanden ist. Der allgemeine Eindruck, den diese Zustände auf uns Deutsche machen, ist ein trauriger und niederdrückender, und er wird noch verschärft durch die prahlerische Selbsttäuschung des Franzosen, der die Kultur seines Landes als die erste in der Welt hinstellen möchte. J.

Aus Feldpostbriefen.

Von Karlsruhe zum Schützengraben. Erlebnisse eines ungedienten Landsturmmannes. Ein Karlsruher Parteigenosse und Gewerkschaftsbeamter schreibt uns:

Montigny-en-Cohelle, 2. 6. 15.

Gestatten Sie mir, einige Ausführungen über meine bisherigen Erlebnisse als ungedienter Landsturmmann zu machen: Am 18. März, einem historischen Tage, wurden wir in Karlsruhe eingezogen, ausgebildet, dann gings zur Front. Unsere Fahrt ging über Mannheim, Mainz, Bingen, Bonn, Koblenz, Köln und Aachen. Bei Herbestal ging es über die belgische Grenze. Die fröhlichen Grüße, die die deutsche Bevölkerung dem Transportzuge nachsandten, hörten nun auf. Still und verbittert schaut das belgische Volk dem Zuge nach. In den Ortschaften, die wir durcheilen, zeugen einzelne zerschossene Häuser von stattgehabten Kämpfen. Bös zugerichtet ist der Bahnhofsstadtteil Löwen, dessen Einwohner dem deutschen Militär bekanntlich eine schlimme Ueberraschung bereiteten. Sonst merkt man in Belgien sehr wenig vom Kriege. Ueppig steht das Getreide auf den Feldern. Reiche Viehherden beleben die ausgedehnten Weideflächen. Weiter geht es, über Brüssel nach Mons. Hier wie auch an einigen anderen Stationen wurden wir gut und reichlich verpflegt. Bald liegt die französische Grenze hinter uns. Vallenciennes, Douai werden passiert. Wir befinden uns im Kohlenrevier. Die Silhouetten am dunklen Nachthimmel zeigen uns die Förderschächte. Die Dörfer bestehen durchweg aus Backsteinhäusern, die vom Kohlenstaub geschwärzt sind. Die französische Bevölkerung scheint mir fröhlicher und entgegenkommender als die belgische. Wo wir Rast machen, umringen uns Scharen von Kindern und betteln „Stück Brot, Stück Brot“! Dank meinem bißchen Französisch kann ich mich mit ihnen verständigen. Der Vater ist im Krieg, die letzten Nachrichten von ihm haben sie am 25. September 1914 erhalten. Seither sind sie ohne Verbindung mit ihm. Was aus ihm geworden? Wer weiß es. Vielleicht deckt ihn schon lange der grüne Rasen und seine Lieben erwarten noch immer seine Rückkehr. Wir marschieren nach Lens und erhalten für 1 Tag Quartier. Betten hören hier auf für uns zu existieren. Am 1. Pfingsttage gehts zur Front. Ein gefährlicher Abschnitt — Lorettohöhe, Ablain. In Angres beziehen wir Quartier in den Kellern des vollständig zusammengeschossenen Dorfes. Feindliche Flieger haben unseren Anmarsch der französischen Artillerie gemeldet und sofort erhalten wir lebhaftes Granatfeuer. Ei, da lernt man tadellose Verbeugungen machen, aber glücklich gelangen wir in unseren Keller, um ihn sofort wieder zur Besetzung der Schützengräben zu verlassen. Wer hätte geglaubt, daß wir Landstürmer sofort ins Feuer geführt würden. Nun ist es Tatsache und wir haben uns damit abgefunden. Als wir am 2. Tage in Stellung waren, hatten wir unsere ersten Toten. Wir haben dort schwere Tage erlebt. Der Franzmann hatte viel Artillerie zusammengezogen, die unsere Stellung und unsere Quartiere mit furchtbarem Granatfeuer überschüttete. Mehrmals mußten wir unsern Keller wechseln, weil uns die Granaten die Wände einrissen. Der Höllenlärm verlangt starke Nerven. Ein Teil der Zivilbevölkerung ist im Dorfe geblieben. Auch sie hausen in den Kellern. Auch der katholische Pfarrer verläßt seinen Keller nur, um die Beerdigungen der Opfer vorzunehmen. Morgens um 4 Uhr und abends halb 9 Uhr kommt die Feldküche in unser Dorf und macht an einigermaßen gedeckter Stellung halt. Dann heißt es für einige Leute, raus aus den Gräben oder Kellern und durch den Granatenregen zum Essenholen. Auch dabei gibt es Tote. Jetzt sind wir dort abgelöst und genießen hier einige Tage Ruhe. Welche Wohltat, kein Schuß, ruhiges Essen und Schlafen. Bald gehts wieder an die Front.

Hier besuchte ich den Friedhof und sprach mit einigen Bergleuten, die sich als Sozialisten und ehemalige Leser der „Humanité“ entpuppten. Auch sie betrachten den Krieg als großes Unglück, sind der Meinung, daß Deutschland und Frankreich zusammenstehen sollten. Ihre Meinung über Millerand, Viviani und Sembart ist keine gute. Ums Geld seien sie Minister geworden. Dieses Urteil ist wohl zu scharf, aber man bedenke, die Leute haben die Schrecken des Krieges miterlebt. P. H.

Vermischtes.

* **Das Gesuch wegen Meier.** Aus dem Felde wird uns in Abschrift folgendes drollige Schriftstück zur Veröffentlichung übermittelt:

„Gesuch wegen des Wehrmanns und Krankenträgers Meier.

Hochverehrter Herr Sanitätsstabsarzt!

Ich bitte, meinem Mann, den Krankenpfleger Meier einen nach Zeit, Ort und sonstigen Umständen zu bemessenden Urlaub bewilligen zu wollen, indem derselbe die Verpflichtung haben dürfte, seinen im Januar geborenen Sohn zu besichtigen und nunmehr auch für die weitere Fruchtbarkeit Sorge zu tragen hätte in dieser Zeit, wo so viele Menschenleben untergehen. Ich bitte den Urlaub ganz nach den Umständen zu bemessen.

In Ergebung

Hildegard Meier.

Der Chefarzt an die Division:

Der Division befürwortend vorgelegt. Meier ist ein fleißiger und braver Arbeiter.

Von der Division zurück mit dem Vermerk:

Meier erhält 14 Tage Urlaub. Der Erfolg ist später nach hier zu melden.“

* **Neues aus der Kriegstechnik.** Bei den mit Maschinengewehren, Geschützen und sonstigen Schußwaffen bewehrten Luftschiffen bildet die aus den Geschützrohren herausschlagende Schußflamme eine wesentliche Gefahrenquelle. Vermag sie doch beim Zusammentreffen mit aus dem Ballon entwichenen Gasen diese zu entzünden und damit das ganze Luftschiff zu gefährden. Die Kriegstechniker sind deshalb eifrig bemüht, ein flammenloses Schießpulver herzustellen. Es ist dies die gleiche Aufgabe, an deren Lösung die Berg- und Sprengstofftechniker schon jahrzehntelang arbeiten zwecks Erlangung eines „wettersicheren“ Sprengstoffes. Diese Arbeiten führten zur Erfindung der sogenannten Sicherheitssprengstoffe. Diese verbrennen zwar nicht flammenlos, es sind ihnen aber Stoffe beigemengt, welche die Explosionsflamme mäßigen bezw. sofort nach der Entstehung ersticken, so daß sie nicht aus dem Sprengloch hervorschießen und etwa vorhandene Schlagwetter entzünden kann. Nun will ein Chemiker in Florenz ein Pulver erfunden haben, das ohne Flamme und Rauch explodiert. Ueber seine Zusammensetzung ist nichts Näheres bekannt, und es müssen erst weitere Angaben dieserhalb erwartet werden, ehe sich über die Brauchbarkeit ein Urteil abgeben läßt. Ganz einfach ist die Herstellung flammenloser Pulver aber nicht. Stehen uns doch, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, zur Einleitung von explosiv verlaufenden Verbindungsumsetzungen eigentlich nur zwei Grundstoffe zur Verfügung, nämlich Kohlenstoff und Sauerstoff. Dementsprechend enthalten alle Sprengstoffe einen Kohlenstoff- und einen Sauerstoffträger. Wo sich aber diese beiden Stoffe plötzlich verbinden, da entsteht Wärme und, wenn diese hoch gesteigert wird, wie das bei allen Explosionen erforderlich ist, auch Feuer. Soll dieses verhindert oder eingeschränkt werden, so müssen der Explosionsmasse Stoffe zugesetzt werden, die entweder die Wärme verschlucken oder die mittels dieser hervorgerufene Flamme ersticken. Dadurch würde aber ein Teil der Explosionskraft aufgezehrt, also der Sprengstoff in seiner Wirkung geschwächt. Diese Schwächung wird noch dadurch vermehrt, daß der die Flamme erstickende Stoff die tote Masse des Sprengstoffes vergrößert und infolgedessen die Entzündungsdauer verlängert. Die Verringerung der Flammenerscheinungen bei der Explosion kann also stets nur auf Kosten der Wirkung des Sprengstoffes erzielt werden. —

*

Die österreichisch-ungarische Heeresverwaltung hat im Winter Polarhunde in den Kriegsdienst eingestellt. Durch den starken Schneefall in den Karpathen war die Zufuhr von Proviant und Munition zu den dortigen Truppen äußerst erschwert, da mit Pferdegespannen in den gebirgigen Gegenden nicht durchzukommen war. Man entschloß sich deshalb zu einem Versuch mit grönländischen Hunden, von denen der Nordpolfahrer Dr. König 90 Stück lieferte. Diese wurden vor leichte, mit dem fortzubringenden Material beladene Schlitten gespannt und von besonderen Führern geleitet. Die dabei erzielten Ergebnisse waren derart günstig, daß die Einrichtung wohl für später dauernd beibehalten wird. —

*

Die guten Ergebnisse, die allenthalben im Baugewerbe mit Beton und Eisenbeton erzielt wurden, veranlaßten die Kriegstechniker sehr bald, diese Baustoffe auch zur Aufführung von Festungswerken zu benutzen. Man war mit diesen auch allenthalben sehr gut zufrieden. Schmiegt sich doch das Material allen beliebigen Formen an und läßt sich mit den verschiedensten andern Stoffen verbinden. Es fand deshalb zum Bau von Festungen bald in so weitem Maße Verwendung, daß es das bisher benutzte Ziegel- und Bruchsteinmauerwerk fast vollständig verdrängte. Glaubte man doch, daß der Beton dieses nach allen Richtungen hin weit übertreffe und bezüglich seiner Widerstandsfähigkeit allen Angriffen Trotz zu bieten vermöge. Hier hat der jetzige Krieg arge Enttäuschungen gebracht. Eine Betrachtung der von den Kruppschen Riesengeschossen zerschmetterten belgischen Festungswerke, die vorwiegend aus Beton und Eisenbeton aufgeführt waren, zeigt, daß die Mauern und das Gewölbe von den Geschossen nicht glatt durchschlagen, sondern vollständig zertrümmert wurden. Die Zertrümmerung ist dabei nicht etwa der Sprengwirkung der Geschoßladung zuzuschreiben, da sie auch dort auftritt, wo eine solche gar nicht in Frage kommen kann. Ihre Ursache ist vielmehr, wie dieserhalb angestellte Untersuchungen ergaben, in den gewaltigen inneren Spannungen des Betonmauerwerks zu suchen, die mit der Dicke der Wände wachsen. Wird eine kräftige Betonwand von einem mit hinreichender Wucht ansausenden Geschoß getroffen und die Betonmasse an der Aufschlagstelle zertrümmert, so wird dadurch die Spannung ausgelöst und das Material noch in erheblichem Abstande um den Treffpunkt herum vollständig zerstört und in kleine Stücke auseinandergesprengt. Der Beton bewährt sich also den Geschossen gegenüber erheblich schlechter als die früher vorzugsweise benutzte Ziegelmauerung. Wird diese getroffen, so wühlt das Geschoß an der Treffstelle ein entsprechend tiefes Loch. Die Wirkung setzt sich aber, infolge der Nachgiebigkeit des Mauerwerks, seitlich nicht weit fort und die Schäden bleiben allein auf die Aufschlagstelle beschränkt, während die Nachbarteile in gutem Zustande bleiben. TIK.

Heiteres.

Geflügelte Worte.

Einen Kriegs-Büchmann veröffentlicht der Wiener „Kikeriki“.

„Noch ist Polen nicht verloren“, sagte Nikolaj Nikolajewitsch, als er die Karte studierte und fand, daß noch ein paar Quadratkilometer Polens von den Verbündeten nicht besetzt waren.

„Nach getaner Arbeit ist gut ruh'n“, sagte Generalissimus Joffre zu sich selbst, als er wieder einen Offensivplan ausgearbeitet hatte, und ordnete sodann für seinen ganzen Generalstab Gehirnferien an.

„Spät kommt ihr, doch ihr kommt“, zitierte Iwan Kantuschoff, der schon seit zwei Tagen in einem russischen Schützengraben auf seine Gefangennahme wartete.

„Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar,“ seufzte König Peter, als er wegen der Läuseplage seinen Skalp geopfert hatte.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, bestätigte auch Dimitri Lausikow und hielt sich von dieser Zeit an ein Rudel Gewandläuse im eigenen Haushalt.

„Die Welt will betrogen sein“, hatte ein Armeelieferant irgendwo als Zitat vernommen und sagte sich sofort: „Nu, das wär' eigentlich das richtige Geschäft für mich!“

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen!?“ rief verzweifelt ein deutscher Unteroffizier nach der Schlacht bei Ypern aus, als er beauftragt wurde, das bunthäutige Gesindel an Gefangenen nach Stämmen geordnet zu registrieren.

„Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt“, sagte sich der geistige Urheber eines Kriegsfürsorgewerkes und hielt sich vorerst an die Gebefreudigkeit der andern. Seiner selbst vergaß er dann.

„Umsonst ist der Tod“. Dieser Ausspruch soll von einem englischen Söldner stammen, der aus der Front schied, da er sich um einen Schilling „Marschzulage“ verkürzt fühlte.

„Die Not bringt einen zu seltsamen Schlafgesellen“, murrte eine Sau in Strhj, als sie an dem Geruche erkannte, daß ein Donkosake Aftermieter ihres Schlafraumes geworden war.

„Jedem das Seine“ ist der Wahlspruch der verbündeten Armeen Deutschlands, der Türkei und Oesterreich-Ungarns, und sie halten sich streng daran, daß die Russen, Franzosen, Engländer und Konsorten den Gebührenanteil an Prügel erhalten.

„Geteilte Freud' ist doppelte Freud', geteilter Schmerz ist halber Schmerz“. Der erste Teil dieses „geflügelten Wortes“ soll in Deutschland, Oesterreich-Ungarn oder der Türkei geprägt worden sein, der zweite Teil weist entschieden auf einen Verfasser im Entente-Lager hin.